Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 27 (1923-1924)

Heft: 9

Rubrik: Buntes Allerlei

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Auch mit unseren schönsten Blütenpflanzen, den Orchideen, gehen Pilze Bündnisse ein, Symbiosen, die schon im Samen beginnen. Keine Orchidee vermag sich zu entwickeln ohne den kleinen Bundesgenossen, da ihr Same keine Nährstoffe enthält, von denen der Keim zehren kann, bis seine Wurzel stark genug ist, um in Funktion zu treten. Ihr muß in der frühesten Jugend ein winziger Pilz, der sich von Generation zu Generation fortpflanzt, liefern, was sie braucht.

Noch andere, nicht weniger bemerkenswerte Pilzsymbiosen sind zu verzeichnen. Die Natur gefällt sich oft in wunderlichen Launen. Je kleiner ein Wesen ist, um so größer ist oft seine Bedeutung. Und die Allerkleinsten werden die Allerwichtigsten. Gar winzig, nur unter dem Mikroskop erkennbar, ist der Bacillus radicicola. Und doch ist er der Retter unserer Landwirtschaft geworden! Er sitzt in kleinen Knollen an den Wurzeln der Lupine und liefert ihr das Wichtigste, was sie zum Leben braucht, den Stickstoff. Gewaltige Mengen von Stickstoff befinden sich in der Luft, die sich zu mehr als drei Vierteln aus Stickstoff zusammensetzt. Aber die Pflanze kann diesen Stickstoff nicht verwerten. Nur wenn er mit Wasserstoff zusammen als Ammonium- oder als Salpeterverbindung ihr gereicht wird, kann sie ihn verarbeiten.

Solche Stickstoffverbindungen aber sind sehr teuer; die deutschen Landwirte wissen ein Lied davon zu singen. Mehr als 100 Millionen Goldmark mußten sie alljährlich für den Kunstdünger ausgeben, in dem diese Verbindungen enthalten sind. Erst als das Geheimnis des Bacillus radicicola enthüllt worden war, wurde es besser, denn er besitzt die Fähigkeit, den Stickstoff, der mit der Luft in den gelockerten Boden dringt, an sich zu ziehen und ihn mit Wasserstoff und Sauerstoff (den Elementen des Wassers), oder mit den im Boden enthaltenen Natriumsalzen zu verarbeiten. An die Lupinen, an deren Wurzeln er haust, gibt er sein Präparat weiter, so daß diese sehr stickstoffhaltig werden.

Da wird der Verbrauch von Kunstdünger geringer, und ein gründlich ausgesogener Boden braucht nicht mehr mit teuren Nitraten oder mit nicht billigerem — Stalldünger wieder ertragfähig gemacht zu werden. Die Bazillen weisen einen anderen Weg. Nur einmal muß der Boden mit den bescheidenen Lupinen bestellt werden, die auf jeder Erde wachsen. Im Herbst werden sie dann untergepflügt, und im nächsten Jahr ist das Land ertragfähiger, als es je zuvor gewesen war. Denn ein Hektar Land, der mit Lupinen bestellt wurde, liefert fast 200 Kilogramm Stickstoff, d. h. ebensoviel, wie in 300 Doppelzentnern Stallmist enthalten ist.

Solcherart sind die Bündnisse im Pflanzenreiche, innige Lebensgemeinschaften, in denen beide Genossen so völlig aufgehen, daß keiner mehr ohne den anderen sein kann. Ein anderes Verhältnis aber ist für eine Pflanzensymbiose undenkbar, da der Nachweis nie erbracht werden kann, daß — bei nur gelegentlicher Nutznießung — Duldung und nicht Kampf zwischen beiden Partnern besteht.

Von dieser Erwägung ausgehend, erscheint es mehr als fraglich, ob auch von einer Symbiose zwischen Pflanzen und Tieren gesprochen werden kann. Nur die Gemeinschaft zwischen Algen und den in ihnen lebenden Infusorien vermag dieser Forderung gerecht zu werden. Hier herrschen annähernd ähnliche Verhältnisse wie zwischen Pilzen und Algen. Doch schon die oft besprochene Rädertierchen, die in den Kappen der Lebermoose leben, sind keine Symbionten mehr. Zwar liest es sich in den Lehrbüchern recht nett, daß die kleinen Tierchen von der Pflanze die Wohnung und das sich in den umgebogenen Kappen ansammelnde Regenwasser erhalten, und daß sie dafür „als Entgelt" ihre Ausscheidungen liefern, die die Pflanze verwertet. Doch ein Grundton fehlt in diesem anmutigen Bilde: die Notwendigkeit, die bei einer Pflanzensymbiose, in der kein Wille entscheidet, immer ausschlaggebend sein muß. Denn gesetzt den Fall, die Pflanze würde den Tierpartner, da sie ihn nicht benötigt, nicht mehr beherbergen wollen: Wie würde sie sich seiner entledigen können?

Buntes Allerlei.

Die Liebe geht durch den Magen. Eine lustige Geschichte aus Ostafrika weiß ein dort ansäßiger Arzt zu erzählen: Als zweiten Boy hatte ich einen halbwüchsigen, etwa zwölf Jahre alten Jungen namens Ali. (Ein Europäer in besserer Stellung hat gewöhnlich drei Boys, einen Hauptboy, der Hausmeister ist, einen Kochboy und einen 3. Boy, der die Hausarbeiten

besorgt). Es war dies ein fixer, intelligenter Junge, der entsprechend seinen Leistungen auch einen guten Lohn bekam. Eines Tages kommt Ali zu mir und bittet um Vorschuß. Solches von dem sparsamen Jungen nicht gewöhnt, fragte ich meinen ersten Boy Mzee, was das zu bedeuten habe. „Ja, Herr," erwiderte dieser, „Ali will eben heiraten." Da ich mich nun darüber sehr zu verwundern wagte, sagte Mzee ganz entrüstet: „Er ist doch Diener bei Dir und bekommt einen guten Lohn, da kann er doch also heiraten!" — „Ja, aber wen will er denn heiraten?" wunderte ich mich weiter. „Ja eben die Mama Kasinde. (Eigentlich Frau Geburt; es war dies eine Dame älterer Konstruktion, die schon eine ganze Reihe Kinder, zum Teil älter als mein Boy Ali, in die Welt gesetzt hatte). Ich lachte: „Aber die ist doch viel zu alt für Ali!" Worauf Mzee mit todernstem Gesicht antwortete: „Aber sie kocht ganz vorzüglich!" Da gab ich meine Bedenken auf. Also auch hier geht die Liebe durch den Magen! Und bald wurde im Dorf eine solenne Hochzeit gefeiert: Der kleine Boy Ali gegen die alte Mama Kasinde! Wie diese Ehe abgelaufen, vermag ich allerdings nicht zu berichten. T.

Eine bange Minute. Der berühmte Leipziger Pandektist Karl Georg v. Waechter, sprach im Alter, da er seine Stimme schonen mußte, sehr leise, so daß in den stark besuchten Vorlesungen des gefeierten Lehrers lautlose Stille herrschte. Einst behandelte Waechter die Erbportion. Plötzlich brach er ab mit den Worten: „Meine Herren, mein Puls setzt aus, und der Arzt hat mir gesagt, wenn es länger als eine Minute dauert, so ist der augenblickliche Tod die Folge." Nun richtete er unverwandt den Blick auf die vor ihm auf dem Katheder liegende Uhr. Die Zuhörer verharrten in bangem, aber regungslosem Entsetzen und wagten kaum, einander anzusehen. Doch alsbald vernahmen sie: „Es ist vorüber, der Puls hat wieder eingesetzt, ich fahre fort, meine Herren. Die Erbportion erhöht sich also hier um einen Kopfteil."

Shakespeare als Schauspieler. Mit diesem Problem beschäftigt sich der englische Shakespeare-Forscher William Poel auf Grund der neuesten Forschungen, wobei er den entscheidenden Einfluß der Bühne auf Shakespeares dramatisches Schaffen hervorhebt. Alle Überlieferungen stimmen darin überein, daß Shakespeare ein angesehener Schauspieler war, bevor er sich als Dramatiker einen Namen machte. In der Meinung seiner Genossen am Globe-Theater war er als Schauspieler ebenso tüchtig wie als Schriftsteller. Die früheste Erwähnung seines schauspielerischen Schaffens geschieht 1592. Zwei Jahre später wird berichtet, daß er mit den berühmten Schauspielern Burbage und Cempe vor der Königin auftrat. In Ben Johnsons erstem Lustspiel hatte er eine Hauptrolle und trat später in seinem Drama „Sejanus" auf. Im Jahre 1603 erscheint er an der Spitze der Liste der Schauspielertruppe, die „Männer des Königs" genannt wurde. Im Jahre 1605 hinterläßt ein Schauspieler der Gesellschaft von Burbage, Augustine Phillipps, „meinem Genossen" William Shakespeare ein 30-Schilling-Stück in Gold. Im Jahre 1607 wurde der jüngste Bruder des Dichters, Edmund, der ebenfalls Schauspieler war, in der Erlöserkirche zu Southwark begraben. Ein Schwestersohn Shakespeares, William Hart, wurde ebenfalls Schauspieler und war schließlich einer der Leiter des Globe-Theaters. Shakespeare vermachte in seinem Testament „meinen Gefährten John Hemmynges, Richard Burbage und Henry Cundell je ein Goldstück, um sich Ringe zu kaufen." Der Dichter, der auf diese Weise in seinem letzten Willen dreier seiner einstigen Mitschauspieler liebevoll gedenkt, erinnert also damit die Nachwelt selbst daran, daß er Schauspieler war. Poel weist dann auf die theatralischen Anspielungen in seinen Werken und auf die zahllosen Züge hin, in denen sich eine Kenntnis der Bühne und der Bühnenwirkung offenbart, wie sie nur ein Schauspieler besitzen konnte.

Das älteste Buch der Welt entziffert. Dem durch seine etruskischen Sprachforschungen berühmt gewordenen Preisträger der Pariser Akademie Pater Hilaire de Barenton, einem Kapuzinermönch, ist die vollständige Entzifferung der sogenannten „Goudea-Zylinder" des Louvremuseums gelungen, die er nun in einer vollständigen Übersetzung veröffentlicht. Die Goudea-Zylinder sind Inschriftenwalzen chaldäischen Ursprunges, die aus einer harten Substanz erzeugt sind, die von Assyrern und Chaldäern als jenes Siegelmaterial verwendet wurde, in das sie ihre Schriftzeichen eingruben. Sie tragen ihren Namen nach Goudea, dem chaldäischen Priesterkönig, der um 2100—2080 vor Christi Geburt in der Zeit kurz vor der Geburt Abrahams regierte. Der Text der beiden Walzen stellt sozusagen das älteste Buch der Welt dar. Es wird darin mit vielen Einzel-

heiten die Geschichte des Baues und der Organisation eines Tempels erzählt. Aus den Textangaben wird ersichtlich, daß viele chaldäische Gebräuche in die Welt des Westens übergingen.

Beethovens Flucht vor dem Ruhme. Als Beethoven mit 36 Jahren auf der Höhe seines Ruhmes stand, da wurde die Zahl derer, die den berühmten Komponisten sehen wollten, immer größer, aber nur wenigen gelang es, in seine Junggesellenwohnung eingelassen zu werden. Es passierte auch Fürsten, daß er sie nicht vorließ, denn er wurde zuviel belästigt und kam sich oft wie ein Wundertier vor, das bloß begafft werden sollte. Als der Wiener Kongreß durch sieben Monate tagte und er als die berühmteste Persönlichkeit der Stadt galt, wurde der Zulauf so arg, daß Beethoven die Wohnung häufig wechselte und oft zwei und drei Wohnungen besaß. Da war er dann nie zu finden. Es kam vor, erzählt Adam Müller-Guttenbrunn in seinem Buch „Alt-Österreich", daß er einem Fremden, der gekommen war, um ihn zu sehen, seine Wohnung anbot und ihn als Gast aufnahm. Dann aber verschwand er und der glückliche Gast, der eine Woche in Beethovens Wohnung gelebt hatte, mußte von Wien abreisen, ohne sein Antlitz wiedergesehen zu haben.

Respekt hatte Beethoven nur vor Goethe, diesem Geist fühlte er sich verwandt. Ihm zuliebe reiste er nach Teplitz. Aber die Lebensformen der beiden Großen waren so grundverschieden, daß dies sie nach kurzer Freundschaft wieder trennte. Der stürmische Demokrat und der weltweise Hofmann fanden sich nicht; Goethe zog sich kühl zurück, während der naivere Beethoven ihm zeitlebens in seinen Gefühlen die Treue hielt. Der berühmte französische Geiger Boucher kam mit zwanzig Empfehlungsbriefen an Beethoven nach Wien, er wollte und mußte ihn sehen. Er ließ sich jeden Tag bei dem Meister melden und gab jedesmal den Brief eines anderen Herzogs oder Prinzen ab. Immer wurde er abgewiesen. Beethoven warf einen Brief nach dem anderen in den Papierkorb. Am sechzehnten Tag schickte Boucher den Brief Goethes durch den Diener hinein und ging fort, ehe dieser zurückgekommen war. Er war sicher, wieder abgewiesen zu werden. Aber da eilte Beethoven auf die Straße ihn zu suchen und als er ihn nicht fand, lief er alle Hotels nach ihm ab, denn der Mann, den Goethe ihm schickte, mußte ein großer Künstler sein.

„Das Wilemer Glöggli".

Auf dem Hause zum Glöggli in Wilen (ein Teil von Wilen ist zürcherisch, der andere thurgauisch) haftete eine Servitut. Der jeweilige Besitzer des Hauses zum Glöggli war verpflichtet, das „Glögglein" zu läuten. Seit Jahren läutete er aber wegen Lohndifferenzen nicht mehr; auch der Zeiger am Türmlein zeigt uns nur noch die Stunde halbdrei, wo er allem Anschein nach die Schlafkrankheit bekommen hat, wie die Wilemer Bauern scherzten.

Gemäß der im Grundbuch der Notariatskanzlei zu Ober-Stammheim in aller Form eingetragenen althergebrachten Servitut haben die Bürger von Zürcherisch-Wilen die Erlaubnis, in der Stube des Hauses zum Glöggli Gemeinde abzuhalten. Zürcherisch-Wilen gehört politisch zur Ortschaft Ober-Stammheim. Vor Jahrzehnten war nun auch abends 8 Uhr eine Gemeindeversammlung im Hause zum Glöggli angesagt. Als die Amtsherren von Ober-Stammheim in Wilen ankamen, fiel es ihnen auf, daß die Wilemer Bürger, bei nicht gerade angenehmem Wetter, draußen vor dem Glöggli standen. Es hieß, die im Glöggli seien nun beim Wursten und lassen jetzt niemand in das Haus. (Siehe S. 263 und 265.)

Marie von Ebner-Eschenbachs später Erfolg. Marie von Ebner-Eschenbach war es nicht beschieden, leicht errungene Erfolge einzuheimsen. Sie mußte lange warten, bis ihre dichterischen Versuche Gnade beim Publikum fanden. Schon als Kind hatte sie mit Gelegenheitsversen begonnen und immer wieder trieb es sie, ihre Gedanken und Gefühle in die Sprache der Poesie zu kleiden. Aber erst nach ihrem 30. Jahre fand sie das Gebiet, auf dem sie Meisterin wurde.

Ihre ersten schriftstellerischen Versuche fanden nicht einmal den Beifall ihrer nächsten Angehörigen. So schwankte sie selbst zwischen dem starken Glauben an ihren Dichterberuf und tiefstem Zweifel an ihrem Können hin und her und verschloß ihre unglückliche Liebe zur Schriftstellerei in ihr einsames Herz. Eines Tages aber kam eine frohe Botschaft, die alle Hoffnungen neu belebte. Eduard Devrient schrieb ihr aus Karlsruhe ein herzliches Lob über ihr Drama „Maria Stuart" und versprach ihr, das Stück nach sorgfältiger Einstudierung aufzuführen. Aber außer Karlsruhe nahm keine Bühne das Drama an. So wurde ihr eben aufkeimendes Selbstvertrauen wieder tief erschüt-

tert, bis dann eines Tages doch die günstige Wendung in ihrer Schriftstellerlaufbahn eintrat und sie mit der Erzählung „Der Spätgeborene" einen ersten kleinen Erfolg errang, dem dann immer nachhaltigere folgten.

Von diesen ersten Enttäuschungen erzählt Marie von Ebner-Eschenbach in ihrer lieben guten Art in ihren nachgelassenen Schriften „Marie von Ebner-Eschenbach, Letzte Worte", die soeben Helene Bucher herausgegeben hat.

Die Worte, mit denen Marie von Ebner-Eschenbach den Bericht über ihre schriftstellerischen Anfänge schließt, sind so charakteristisch für ihre tiefe Innerlichkeit und Bescheidenheit, daß sie hier wiedergegeben seien:

„Der Lebenskampf eines jeden Menschen, der ernstlich und heiß nach zu hoch gesteckten Zielen strebt, ist ein schwerer. Was ihm zu seiner Erlösung am nötigsten wäre, erlangt er zuletzt — die Demut. Es dauert lange, ehe der Phantast, der meinte, nur auf dem Bergesgipfel werde er frei atmen können, sich zu dessen Füßen in einem Hüttlein einrichtet und darin seinen Frieden findet.

In meiner Jugend war ich überzeugt, ich müsse eine große Dichterin werden, und jetzt ist mein Herz von Glück und Dank erfüllt, wenn es mir gelingt, eine lesbare Geschichte niederzuschreiben."

Humoristisches.

Ein psychologischer Scherz. Um zu beweisen, daß die allermeisten Menschen „sehr schwer von Gedanken sind", braucht man ihnen nur eine Frage vorzulegen, die von der üblichen Form der Fragestellung abweicht und an die schnelle Auffassungsgabe Ansprüche stellt. Es ist überaus interessant, dabei natürlich sehr erheiternd, zu beobachten, wie lange es dauert und wieviel Mühe es macht, bis jemand sich in die Sachlage folgender Frage hineingefunden hat: „Was ist mir der Herr, dessen Mutter meiner Mutter Schwiegermutter ist?"

Auflösung: Dieser Herr ist mein Vater.

Die gute Tante. Vater: „Nun Karlchen, wie hat's dir denn in den Ferien bei der Tante gefallen?" — „O, die war sehr besorgt um mich, jeden Tag fragte sie, ob ich noch immer kein Heimweh hätte."

Der Professor. „Mein lieber Adolar, die eine von unsern Hennen legt nicht mehr, man muß sie schlachten." „Meinst du, Iphigenie, daß das helfen wird?"

Gegendienst. Arzt (zum Patienten, der die Höhe seiner Rechnung beanstandet): „Aber, Herr Gerber, bedenken Sie nur, wieviel Besuche ich Ihnen gemacht habe; die muß ich doch in Rechnung stellen ..."

Patient: „Und daß das ganze Haus durch mich angesteckt wurde und Sie überall konsultiert worden sind, das rechnen Sie gar nichts?"

Bücherschau.

Auf Wanderwegen. Gedichte und Lieder von Heinrich Anacker. Verlag H. R. Sauerländer, Aarau, 1924. — Ein frischer Ton geht durch die meisten dieser in der Form erfreulichen Gedichte. Wanderlust, gepaart mit Liebesglück und Liebesleid, auch Gebetstimmung und Betrachtungen über das menschliche Schicksal liegen ihnen zu Grunde. Nicht so tief, daß sie vom Leser erlebt und erarbeitet werden müßten. Auch die Ausdrucksweise ist oft alltäglicher Art und zu wenig sinnfällig.

Ueber den Umgang mit Gemütsleidenden, von Dr. C. Bach, Chefarzt der Heilanstalt Sonnenhalde, Riehen-Basel, gibt Aufschluß über ein Gebiet, das noch vielfach für den Laien Neuland, eine ihm verschlossene Welt darstellt und verdient, in weitesten Kreisen bekannt zu werden. In anschaulichster Weise wird darin orientiert über alles Wissenswerte beim Umgang mit Nervenkranken. Zu beziehen durch die Buchhandlungen zum Preise von Fr. 1.— oder direkt beim Verlag Basler Druck- und Verlagsanstalt.

Die Seligpreisungen (Liturgische Feier) für gemischten Chor (Soli ad lib.) in Verbindung mit Lutherworten und evtl. Gemeindegesang mit Orgel. Textauswahl und Aufbau von W. Baudert. Vertonung von Bruno Leipold. Partitur Fr. 2.—, Stimmen pro Stück Fr. —.50. Adliswil bei Zürich, Verlag von Ruh u. Walser.

Eugen Hasler: Quadriga. Erzählende Gedichte. Fr. 5.—. E. Pierson's Verlag, Dresden. Tiefe der Gedanken und hoher Flug der Phantasie vermögen den Leser aus Oede und Enge der Gegenwart heraus in eine Welt emporzuheben, in der sich das große Geschehen auf Erden mit seinen Leiden und Freuden oft mit symbolischer Kraft widerspiegelt. Seinem Wortreichtum sollte der Dichter straffere Zügel anlegen.

Redaktion: Dr. Ad. Vögtlin, Zürich, Asylstr. 70. (Beiträge nur an diese Adresse!) ☛ Unverlangt eingesandten Beiträgen muß das Rückporto beigelegt werden. Druck und Expedition von Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich.

Insertionspreise für schweiz. Anzeigen: 1/1 Seite Fr. 160.—, 1/2 Seite Fr. 80.—, 1/4 Seite Fr. 40.—, 1/8 Seite Fr. 20.—, 1/16 Seite Fr. 10.—, für ausländ. Ursprungs: 1/1 Seite Fr. 200.—, 1/2 Seite Fr. 100.—, 1/4 Seite Fr. 50.—, 1/8 Seite Fr. 25.—, 1/16 Seite Fr. 12.50.

Alleinige Anzeigenannahme: Annoncen-Expedition Rudolf Mosse, Zürich, Basel, Aarau, Bern, Biel, Chur, Glarus, Schaffhausen, Solothurn, St. Gallen.